

Nachrufe KARLHEINZ WALLRAF 1914–2004

Mit Bibliotheksdirektor i. R. Dr. Karlheinz Wallraf verstarb in Bremen einer der ältesten deutschen Bibliothekare. Über ein Vierteljahrhundert, von 1950–1976, lenkte er als stellvertretender Leiter gemeinsam mit dem legendären Direktor Werner Mevissen die Geschicke der damaligen Volksbüchereien der Freien Hansestadt Bremen und stellte mit ihm die Weichen für ein großstädtisches Bibliothekssystem, die spätere Stadtbibliothek Bremen. Geboren 1914 in Köln, legte Wallraf 1947 – nach der Promotion im Fach Soziologie und nach seinem Kriegsdienst – die Prüfung für den »Dienst an volkstümlichen Büchereien« ab. Zu einem Zeitpunkt, als das westdeutsche Bibliothekswesen gerade wieder aufgebaut wurde und sich neu orientierte. Von Anbeginn an hat er sich an dieser Entwicklung beteiligt: zunächst als Direktionsassistent bei den Kölner öffentlichen Bibliotheken und als erster Geschäftsführer des gerade gegründeten Deutschen Büchereiverbandes. Den 36-Jährigen holte 1950 Werner Mevissen als Leiter des Lektorats und als seinen Vertreter in die Hansestadt. Wallraf sichtete als Cheflektor das aktuelle Angebot des Buch- und Zeitschriftenmarktes und verantwortete den Bestandsaufbau in den Bibliotheken. Generationen von Bibliothekaren und Praktikanten in der Ausbildung »erzog« er im Sinne damaliger aktueller Arbeitsinhalte zu kritischer, vergleichender Rezensionsarbeit und zur Auseinandersetzung mit Literatur. Er war darüber hinaus über viele Jahre Mitherausgeber der Fachzeitschrift »Buch und Bibliothek«, Rezensent und Autor oft brisanter Themen. Seine Fachkompetenz wurde weit über Bremen hinaus geschätzt, und an »Karriereangeboten« fehlte es nicht. Doch Wallraf blieb in Bremen, fühlte sich der Stadtbibliothek, ihrem rasanten Aufbau und den Mitarbeitern sehr verbunden. Nur kurz nach seinem 90. Geburtstag verstarb Karlheinz Wallraf, der mit seiner Frau in einer Seniorenresidenz lebte, am 14. März 2004.

DER VERFASSER

Peter Hombeck, Stadtbibliothek Bremen – Presse- und Öffentlichkeitsarbeit –, Friedrich-Ebert-Straße 101/105, 28199 Bremen,
peter.hombeck@stadtbibliothek.bremen.de

Interview INTERVIEW: KLAUS GRAF

Herr Graf, Sie haben verschiedene Tätigkeitsschwerpunkte, sind sowohl Historiker als auch Archivar. Als was würden Sie sich in erster Linie bezeichnen?

Eigentlich liebe ich solche Festlegungen nicht. Ich würde mich sowohl als Historiker als auch als Archivar als auch als jemanden sehen, der im Informationsbereich tätig und engagiert ist.

bleiben wir zunächst beim Historiker. Sie haben in Tübingen Geschichte studiert und über mittelalterliche Chroniken promoviert. Was sind heute Ihre Schwerpunkte?

Ich beschäftige mich mit einer Reihe von Themen. Das beginnt bei landesgeschichtlichen Studien über den deutschen Südwesten. In diesem Bereich ist auch mein Habilitationsprojekt an der Universität Freiburg über regionale Identität im 15. und 16. Jahrhundert angesiedelt. Dann widme ich mich Fragen der vor-modernen Erinnerungskultur und betreibe Hexenforschung.

Sie haben eine Ausbildung für den Höheren Archivdienst in Marburg absolviert und sind seit Anfang des Jahres im Rahmen einer halben Stelle als Geschäftsführer des Archivs der RWTH in Aachen. Was sind dort Ihre Aufgaben?

Das Hochschularchiv in Aachen wurde bisher nicht archivfachlich betreut, und es gilt hier, die richtigen Weichen zu stellen. Das betrifft Fragen der archivischen Bewertung, das betrifft Fragen der Übernahme von Unterlagen. Das betrifft aber auch Fragen des universitären Wissensmanagements. Was für die Nachwelt bewahrt wird, kann an Hochschulen nur in enger Zusammenarbeit mit den Stellen, an denen die Unterlagen entstehen, erfolgen.

Sie engagieren sich außerdem in verschiedenen Bereichen, die sowohl mit Ihren wissenschaftlichen Interessen als auch mit Ihrem Beruf als Archivar zusammenhängen. Dazu gehört insbesondere der Kulturgutschutz. Wie ist es dazu gekommen?

Das begann 1994, als die Inkunabelsammlung der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen bei einer Auktion veräußert wurde. Das war für mich ein unfassbares Ereignis. Ich war bisher naiv der Ansicht gewesen, dass man historisch gewachsene Sammlungen dieses Rangs in Deutschland als Kulturdenkmal ansieht, das man nach Kräften schützen sollte. Es war für mich nicht nachvollziehbar, dass so wenig dafür getan wurde, um eine solche Sammlung als Ganzes zu erhalten. Das Unver-



Klaus Graf

Foto privat

mögen von staatlichen Stellen oder auch der Bibliothekswelt, einen wirksamen Schutz für solche historischen Ensembles durchzusetzen, beschäftigt mich bis heute. Leider blieb das nicht die einzige traurige Entwicklung, sondern es kommt jedes Jahr eine größere oder kleinere Sammlung unter den Hammer, die man erhalten sollte.

Was ist Ihrer Meinung nach die Ursache für den Ausverkauf, und was sollte man dagegen tun?

Das sind meistens finanzielle Überlegungen des Eigentümers, der seine Schwerpunkte anders setzen möchte oder schlicht und einfach Geld benötigt. Doch das müsste nicht zwingend dazu führen, dass Sammlungen zerstreut werden. Erforderlich wären hinreichende Vorwarnsysteme, so dass man Zeit hätte, um in Form eines »Runden Tisches Kulturgut« alternative Lösungsmöglichkeiten zu erarbeiten. Daran wären vielerlei Interessenten zu beteiligen. Im landesgeschichtlichen Bereich natürlich die Bibliotheken, aber auch Wissenschaftler, Vertreter historischer Vereine und so weiter.

Was haben Sie selber in dieser Hinsicht konkret unternommen?

Wenn ich von solchen Vorgängen erfahre, ist es in der Regel zu spät, die Zerschlagung zu verhindern. Durch die Information der Öffentlichkeit versuche ich auf den Verlust aufmerksam zu machen. Im Fall der 2002 teilweise verkauften Altbestände der Nordelbischen Kirchenbibliothek Hamburg konnte ich im Verein mit dem Theologieprofessor Anselm Steiger erreichen, dass die Kirchenleitung diese Verkäufe gestoppt hat.

Wie steht es mit einem Ihrer anderen Interessenschwerpunkte, der Digitalisierung von Handschriften und alten Büchern als einem Versuch, zerstörte oder unzugängliche Sammlungen virtuell zu rekonstruieren. Wie beurteilen Sie da die Arbeit der Institutionen und Verbände?

Es gibt Versuche wie das Innsbrucker Projekt »Austrian Literature online«, die mich durch die Buntheit ihrer Inhalte faszinieren. Aber auch da gibt es Punkte, die man kritisch sehen kann. Perfekte Digitalisierungsprojekte fallen mir weniger ein als mangelhafte.

Was setzen Sie dem selbst entgegen?

Ich bin der Ansicht, dass man verstärkt Digitalisierung zur Altbestandserschließung einsetzen sollte. Eine Vielzahl von Bibliotheken sollte kleinere Digitalisierungsprojekte nach dem Graswurzel-Prinzip ohne allzu großen technischen Aufwand realisieren und sich dabei abstimmen. Dabei ist es mir ein Anliegen, dass auch die Provenienzforschung bedient wird. Eigen-

tümervermerke, Randbemerkungen und Ähnliches, was diese Bücher einzigartig macht, sollten von Digitalisierungsprojekten besonders bedacht werden, um ein Verständnis dafür zu wecken, dass solche frühnezeitlichen Drucke, wenn sie denn doppelt in einer Bibliothek vorhanden sein sollten, keine Dubletten sind, sondern dass jedes Exemplar ein Einzelstück wie eine Handschrift darstellt.

Ich plane als Administrator der Mailingliste Hexenforschung in Zusammenarbeit mit ihrem Träger, dem Arbeitskreis interdisziplinäre Hexenforschung, ein kleines Projekt, wo wir, anschließend an eine Liste bereits digitalisierter Quellen und Schriften zur Hexenforschung, versuchen wollen, die jetzt noch bestehenden Lücken gezielt zu schließen. Die Beteiligten des Mailingforums wollen versuchen, jeder zwei bis drei Werke von dieser Wunschliste in Auftrag zu geben; zusammen wird das zur Vollständigkeit führen können. Beispielsweise gibt es mehrere Digitalisate des Hexenhammers aus dem 16. Jahrhundert. Allerdings fehlt noch die maßgebliche Erstausgabe von 1486, die in vielen Bibliotheken vorhanden ist und sogar schon in Faksimileausgaben oder Mikrofilmen vorliegt. So könnte man, ohne eines der kostbaren Originale zu behelligen, eine vernünftige Digitalisierung zustande bekommen. Mit ein bisschen gutem Willen kann man viel erreichen, dazu braucht man heute nur eine einfache, erschwingliche Digitalkamera und kein großes technisches Know-how, so dass auch eine kleinere Bibliothek diese Aufgabe leicht bewerkstelligen kann.

Woran kranken demgegenüber Digitalisierungsprojekte, die Sie missbilligen?

Es gibt eine Reihe von Problemen. Ein wichtiger Punkt ist, dass viele dieser Projekte am wissenschaftlichen Bedarf vorbei geplant werden. Das heißt, man überlegt sich nicht im Vorfeld eine Auswahl, die auch für wissenschaftliche Zwecke sinnvoll ist. Vor allem ärgern mich Dubletten, wie zum Beispiel, dass man die Schedelsche Weltchronik in der Ausgabe von 1493 inzwischen vollständig digitalisiert in São Paolo, in Andalusien und in Olmütz einsehen kann.

Hinzu kommt, dass es zwar sehr gute Digitalisierungsprojekte gibt, diese aber ihr Licht unter den Scheffel stellen. Ich nenne als herausragendes Beispiel den Münsterschen Multimedia-Server MIAMI, der an die 500 alte Drucke digitalisiert hat. Die Existenz dieser Digitalisate ist der Fachwelt so gut wie nicht bekannt, sie sind auch nicht im Verbundkatalog oder über Suchmaschinen wie Google recherchierbar. Es gibt nicht einmal die Möglichkeit, über die Harvester der Open Archives Initiative – und dieser Multimedia-Server ist eigentlich darauf angelegt, dass er damit

Anzeige

durchsucht werden kann – diese wirklich fantastischen Inhalte aufzufinden. Viele interessante Materialien sind völlig versteckt, aber es kann doch nicht Sinn von Digitalisierungsprojekten sein, Inhalte zu verstecken. Es müsste viel mehr Öffentlichkeitsarbeit betrieben werden und viel mehr Vernetzung stattfinden, damit die Inhalte tatsächlich von der Wissenschaft und dem Publikum genutzt werden können.

Sie haben manches von dieser Kritik auch in diversen Internetforen, vornehmlich in InetBib, geäußert. Haben Sie dazu Rückmeldungen erhalten?
Vergleichsweise wenige.

Liegt das möglicherweise daran, dass Sie als »enfant terrible« gelten? Dass man Ihre Kritik in der Sache bisweilen berechtigt, aber im Ton häufig zu scharf findet?

Das ist natürlich ein heikler Punkt. Wer mich persönlich kennt oder auf Tagungen erlebt, ist meistens erstaunt, wie wenig verbiestert ich bin, beziehungsweise wie sehr ich mich von dieser virtuellen Kunstfigur Klaus Graf, die man in Listen antrifft, unterscheidet. Ich bedauere es, wenn die Sachen, um die es mir ja in erster Linie geht, durch gelegentlichen polemischen Über-eifer etwas in den Hintergrund treten. Mir geht es nie darum, Menschen anzugreifen, sondern ich möchte im Sinne der Inhalte, für die ich mich einsetze, wirken. Es tut mir Leid, wenn das ein oder andere Mal durch allzu scharfe Formulierungen Irritationen entstanden sind.

Eines Ihrer weniger polemischen Tätigkeitsfelder im Internet, bei dem es auf eine dezentrale, kollegiale Zusammenarbeit ankommt, sind Weblogs und Wikis, neue wissenschaftliche Informationsformen, für die Sie besonders plädieren. Was sind aus Ihrer Sicht deren Vor- und Nachteile?

Im Augenblick sehe ich, offen gesagt, nur Vorteile. Ge-

rade der Erfolg des Gemeinschafts-Weblogs netbib, das sehr stark auch außerhalb des Bibliothekswesens gelesen wird, zeigt ja, dass es sich dabei um eine zeitgemäße Möglichkeit handelt, Neuigkeiten in der Fachwelt und darüber hinaus zu verbreiten. Wir haben in netbib, an dem überwiegend Teilnehmer aus dem bibliothekarischen Bereich mitwirken, eine bunte Fülle von Inhalten und pflegen in unserem Team ein unproblematisches Miteinander. Die technische Administration betreut Edlef Stabenau von der Bibliothek der TU Harburg. Seit zwei Jahren versuchen wir hier, neue Wege des Wissensmanagements zu gehen. Außerdem gibt es sehr erfolgreiche Wiki-Anwendungen im deutschsprachigen Raum wie zum Beispiel die immer besser werdende Wikipedia.

An welchen anderen Weblogs und Wikis arbeiten Sie mit?

Im archivischen Bereich habe ich im Februar 2003 das Weblog Archivalia begründet, das ich zwar meistens selber fülle, das aber nicht ausschließlich von mir bestritten wird, sondern in dem auch andere Autoren, Beiträger und Kommentatoren sich zu Wort melden. Wie ich aus positiven Rückmeldungen im Gespräch mit Kollegen erfahren habe, wird dieses neue Forum von Archivaren gern genutzt. Es wird als eine Bereicherung der traditionellen Kommunikationswege gesehen und als Möglichkeit, sich rasch über Dinge zu informieren, die man in den Zeitschriften weniger liest. Außerdem bin ich sporadischer Mitarbeiter an Wikis wie dem Jurawiki, denn es gehört zu meinem Credo, dass man das Internet nicht nur als passives Medium verstehen, sondern für die vielfältigen Anregungen, die man daraus bezieht, auch selbst etwas zurückgeben sollte.

Die Offenheit der Wissensbildung und der Zugang aller

ZUR PERSON

- Dr. Klaus Graf
- Geboren am 21. Februar 1958 in Schwäbisch Gmünd
- Studium: Geschichte und Geographie in Tübingen. Magister Artium 1982, Promotion 1987 bei Hansmartin Decker-Hauff (Exemplarische Geschichten. Thomas Lirers »Schwäbische Chronik« und die »Gmünder Kaiserchronik«)
- 1987/89 Archivausbildung (Höherer Dienst)
- Von 1985 bis 2003 (mit Unterbrechungen) Tätigkeiten als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Sonderforschungsbereiche bzw. Universitäten Münster, Heidelberg, Bielefeld und Freiburg mit Forschungsprojekten zur Stadtgeschichte, Universitätsgeschichte und zur Regionalen Identität in der Vormoderne.
- Seit Januar 2004 Geschäftsführer des Archivs der RWTH Aachen

zur Informationsgesellschaft ist auch Teil eines anderen Anliegens, für das Sie sich engagieren, nämlich die Belange des Open Access. Was erwarten Sie in dieser Sache von den Bibliotheken?

Sie sollten stärker die Anwälte der Nutzer sein und konsequent auf Open Access setzen. Wir als Wissenschaftler haben außerordentliche Probleme mit der Informationsversorgung. Einerseits gibt es eine Überfülle von Material, andererseits werden die kommerziellen Publikationen, Zeitschriften oder Bücher, immer teurer. Eine normale Monografie im geisteswissenschaftlichen Bereich kostet heute bei Fachverlagen um die 150 Euro, und als Privatmann kann man sich das bei einem relativ breiten Interessenspektrum nicht mehr leisten, sondern ist auf die Versorgung durch Bibliotheken oder Fernleihe angewiesen. Da ist die Möglichkeit, im Internet seriöse wissenschaftliche Literatur zu studieren, eine außerordentlich attraktive Möglichkeit, die Defizite im Bereich der Literaturversorgung zu überwinden.

Was macht das deutsche Bibliothekswesen in dieser Hinsicht im Vergleich zu anderen Ländern falsch?

Meiner Meinung nach sollte viel mehr Werbung bei Wissenschaftlern gemacht werden. Die Universitätsbibliotheken sollten mehr als bisher auf Forscher zugehen und ihre Hochschulserver nicht nur für Dissertationen und Habilitationen, sondern auch für andere Arbeiten öffnen, wie es etwa schon in Freiburg geschehen ist, wo man Aufsätze von Professoren frei zugänglich lesen kann. Und es sollte natürlich ein flächendeckendes Netz an e-print-Servern für die Disziplinen geben. Im Bereich der Kunstgeschichte, der klassischen Archäologie und der Ägyptologie hat beispielsweise die Sondersammelgebietsbibliothek UB Heidelberg allen Wissenschaftlern das Angebot gemacht, dort auf dem entsprechenden Server zu publizieren. Für den Bereich der Geschichtswissenschaft fehlt noch eine solche Möglichkeit.

Das heißt, Sie konstatieren auch eine Zurückhaltung der Wissenschaftler, sich mit dem elektronischen Selbstverlag zu befassen und das Rad des Verlagswesens neu zu erfinden. Sorgt man sich vielleicht auch wegen der Flüchtigkeit virtueller Publikationen?

Natürlich kann der einzelne Wissenschaftler nicht dafür sorgen, dass seine Publikation dauerhaft zugänglich ist. Das muss von Institutionen wie Bibliotheken und Archiven, die sich um die Langzeitarchivierung digitaler Daten bemühen, erledigt werden. Da gibt es meiner Ansicht nach ein großes Problembewusstsein, und es gibt gute Gründe, darauf zu vertrauen, dass diese Publikationen bald in gleicher Weise langfristig

zur Verfügung stehen, wie dies bei gedruckten Publikationen schon seit Jahrhunderten der Fall ist. Gewisse Probleme sind nicht wegzudiskutieren, aber die Vorteile des Open Access für die allgemeine Verbreitung von Wissen sind so groß, dass man die Anfangsschwierigkeiten – und wir dürfen nicht vergessen, dass das Internet erst vor etwa zehn Jahren erfunden wurde – nicht überbewerten sollte.

Auf diesem Gebiet haben Sie selbst sich Vieles erarbeitet. Die DFG hat in ihrem Bericht über »Die deutschen Archive in der Informationsgesellschaft« (ZfBB Heft 1, 2004) bemängelt, dass viele Studierende der Geschichtswissenschaften zu wenig über die Informationsbeschaffung durch traditionelle und elektronische Archive wissen. Haben Sie Ambitionen, Ihr eigenes Wissen auch als Lehrender weiterzugeben?

Ich könnte mir durchaus vorstellen, im Informationsvermittlungsbereich tätig zu sein. Seit einigen Semestern halte ich an der Universität auch eine Übung »Internet für Historiker« ab, in der ich versuche, Studenten, die sich in der Regel auf dem Niveau von Google-Einwortsuchern befinden – und für Professoren gilt das Gleiche –, effiziente Suchstrategien beizubringen. Das ist eine schöne Aufgabe, bei der ich selber auch viel gelernt habe.

Was würden Sie im Hinblick auf die Informationsgesellschaft noch ändern?

Mir ist es ein besonderes Anliegen, die traditionell starken Schranken zwischen Archiven, Bibliotheken und Museen, also Kulturgutverwahrenden Institutionen, zu überwinden. Ich finde, hier sollte mehr Zusammenarbeit, mehr gegenseitige Kenntnisnahme erfolgen. Sowohl Bibliothekare als auch Archivare als auch Museumsleute sollten das Internet nutzen, um wechselseitig voneinander zu lernen. Das ist ein Grund, warum ich an der Virtual Library Museen Deutschland mitarbeite und dort die Rubrik »Museumsrecht Kulturgutschutz« betreue. Indem wir hier Internetquellen zusammenführen, bemühen wir uns um die Integration verschiedener Disziplinen, die sich oft nur durch relativ willkürliche Trennmauern definieren. Das sollte in Zukunft auch in der Ausbildung mehr berücksichtigt werden. Man sollte versuchen, gemeinsame Ausbildungsblöcke für Archivare, Bibliothekare und Museumsleute zu realisieren. Das würde helfen, wie es im Bereich der Bestandserhaltung bereits geschieht, Synergieeffekte zu erschaffen, die unsere Institutionen fit machen für das 21. Jahrhundert und eine digitale Zukunft.

Herr Graf, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Die Fragen stellte Sabine Baumann.